

Hunderttausende Kriegerdenkmale für die Toten beider Weltkriege gibt es in Deutschland. Die Mehrzahl dieser Ehrenmale stammt aus der Zeit der Weimarer Republik. Sie sollen dem sinnlosen Sterben auf den Schlachtfeldern einen Sinn verleihen und den Verlust von Menschenleben durch Werte wie Ehre, Pflicht, Heldentum oder Vaterland nachträglich legitimieren. Heute wirken diese Denkmäler oft wie eine Glorifizierung von Krieg und Kriegstod. Oftmals sind sie mit Symbolen oder Inschriften versehen, die uns heute nationalistisch und militaristisch erscheinen. Erst in den 1970er Jahren ging der Totenkult um die Gefallenen der Weltkriege spürbar zurück, doch die Denkmäler blieben. Wie ist heute mit diesen Denkmälern umzugehen? Dieser Frage ging – am Beispiel des Denkmals auf dem Ehrenfriedhof in Vorsfelde – eine Veranstaltung nach, die am 9. Oktober 2014 im Phoenix-Gymnasium Wolfsburg-Vorsfelde stattfand.

In einer kurzen Einführung berichtete **Anita Placenti-Grau** (Leiterin des Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation Wolfsburg, IZS), dass die Diskussion um die Behandlung des Vorsfelder Ehrenmals auf einen Antrag der SPD-Fraktion im Rat der Stadt Wolfsburg zurückging, die um die Ausarbeitung einer Konzeption gebeten hatte, „wie Ehrenmale und Kriegerdenkmale mit Hinweis- und Erläuterungstafeln der Gedenkkultur der heutigen Zeit angepasst werden könnten“. Seit siebzig Jahren habe es in Deutschland keinen Krieg mehr gegeben, gleichwohl existieren zahlreiche Denkmale an die beiden Weltkriege. Wie werden diese heute im Stadtbild wahrgenommen? Wie ihre Botschaften überhaupt noch verstanden? Welche pädagogischen und politischen Funktionen haben diese Denkmale heute inne? Welche Rolle nehmen sie in der Erinnerungskultur einer Stadt ein?

Günter Lach (CDU, MdB und Ortsbürgermeister von Vorsfelde) verwies in seiner Begrüßung darauf, dass die Zeit der Weltkriege weit zurückliege und für Jugendliche nur schwer vorstellbar sei. Daher müsse man an diese Zeiten erinnern. Das Ehrenmal in Vorsfelde könne aber nicht nach heutiger Sicht bewertet werden. Eine faire Beurteilung des Denkmals könne nur vorgenommen werden, wenn man es aus der Zeit betrachten würde, in der es errichtet wurde.

Zunächst stellten **Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 12** des Phoenix-Gymnasiums Wolfburg-Vorsfelde die Zwischenergebnisse einer Projektarbeit vor, die sich mit der Bedeutung des Ehrenmals im Alltagsleben der Vorsfelder beschäftigte. So sei das Ehrenmal häufig auf dem Weg zur Schule zu sehen und bilde so einen Mittelpunkt im Leben der Schüler; auf Grund seiner relativ zentralen Lage bilde es ebenso einen Mittelpunkt im Leben der Vorsfelder Bevölkerung. Den Begriff „Denkmal“ definieren die Schüler als Konfrontation der Gegenwart mit der Vergangenheit. Sie wünschten sich einen Dialog über den heutigen Umgang mit dem Ehrenmal. Insbesondere die am Denkmal angebrachte Inschrift „Die Treue ist das Mark der Ehre“ war Gegenstand der Kritik, da gerade diese Eigenschaften für die Schüler die Schuld an der Katastrophe beider Weltkriege trage. Daneben sei dieser Spruch heute in der rechten Szene bekannt. Der Leitspruch der SS – „Meine Ehre heißt Treue“ – sei zudem eine Abwandlung dieses Satzes. Auch Hindenburg, der sich diesen Spruch als Wahlspruch auserwählt habe, sei umstritten. Als Reichspräsident habe er immerhin Hitler zum Reichskanzler gemacht. Dieser Spruch am Vorsfelder Ehrenmal sei – so die Schülerinnen und Schüler – ein Schlag ins Gesicht aller NS-Opfer. Mit Blick auf die eingangs formulierte Feststellung erklärten die Schüler: „Im Mittelpunkt unseres Lebens sollte etwas anderes stehen.“ Eine von den Schülern durchgeführte Umfrage kam zu dem Ergebnis, dass ca. 65% der Einwohner Vorsfeldes das Ehrenmal nicht kennen. Die Bedeutung der Inschrift war ebenfalls vielen Einwohnern unklar, die Mehrzahl hielt den Satz für eine NS-Parole. Als Alternativen wurden pazifistische Formeln wie „Nie wieder Krieg“ genannt.

Die Schüler erklärten, sie seien mit der gegenwärtigen Situation am Vorsfelder Ehrenmal nicht einverstanden. Eine Veränderung des Denkmals sei laut Mitteilung der Stadt jedoch nicht in Frage, daher plädierte das Schülerprojekt für die Errichtung eines Gegendenkmal, um so das Ehrenmal dem Zeitgeist anzupassen. Der vorgestellte Entwurf der Schüler zeigte einen Mensch, der sich aus einem aufgeschlagenen Buch erhebt. Zu Füßen der Person finden sich Begriffe aus der Zeit des Nationalsozialismus. Das Bild sollte darstellen, dass man heute mit der Vergangenheit leben und umgehen müsse, gleichzeitig aber darüber stehe.



Das Ehrenmal in Vorsfelde, Foto: Klaus Gottschick

Karl Wachsmann	26.3.83	5.8.14
Karl Müller	6.11.87	9.9.„
Albr. Schmücking	31.10.90	13.9.„
Herm. Müller	19.3.91	30.9.„
Wilh. Selle	19.3.94	24.10.„
Heinr. Reimers	19.5.96	24.10.„
Herm. Jordan	20.6.92	3.11.„
Heinr. Spintig	30.9.93	21.11.„
Emil Heinichen	13.4.81	30.12.„
Herm. Vogelsang	24.4.84	7.2.15
Friedr. Glaser	25.2.77	19.2.„
Wilh. Munte	6.9.74	24.3.„
Otto Schnelle	26.7.88	16.5.„
Friedr. Keil	5.5.79	16.5.„
Hans Pauls	15.4.91	25.5.„
Wilh. Mahlmann	9.1.90	1.6.„
Aüg. Prinke	11.2.88	3.6.„
Heinr. Rose	14.5.90	15.6.„
Wilh. Blasse	9.6.75	17.7.„
Wilh. Hachmann	8.7.86	31.7.„
Karl Setter	3.8.92	6.8.„
Karl Glas	13.5.86	12.8.„

Wilh. Keil	7.8.81	5.10.15
Wilh. Breyer	13.7.95	9.10.„
Wilh. Karwed	23.4.95	5.12.„
Gust. Meier	7.6.96	2.3.16
Paul Schmücking	13.4.92	11.3.„
Bruno Riechers	18.3.88	19.5.„
Friedr. Hilmer	10.5.85	16.6.„
Friedr. Schulze	14.12.87	17.6.„
Wilh. Weidemeier	4.5.89	25.6.„
Herm. Hoppe	12.12.94	3.7.„
Jul. Jordan	7.5.76	4.7.„
Wilh. Bolms	24.9.23	6.7.„
Franz Weidemann	7.2.77	14.7.„
Herm. Tappenbeck	28.6.95	15.8.„
Otto Rieke	22.8.85	24.9.„
Fritz Lucas	9.2.87	2.10.„
Karl Beese	16.3.90	5.10.„
Kurt Fuhrmann	23.1.93	12.10.„
Herm. Schulze	22.12.96	15.10.„
Herm. Märtens	30.10.77	15.11.„
Wilh. Selle	5.1.77	24.1.17
Franz Olejniczak	27.9.83	23.2.„

Das Ehrenmal in Vorsfelde, Foto: Klaus Gottschick

Günter Riederer (IZS Wolfsburg) berichtete über die Geschichte des Ehrenmals Vorsfelde. So sei die Erfahrung des Ersten Weltkrieges in Vorsfelde abstrakt gewesen. Der Krieg habe sich an einem weit entfernten Ort abgespielt, seine Auswirkungen seien aber durch die Einrichtung eines Lazaretts und durch die angespannte Versorgungslage auch in Vorsfelde zu spüren gewesen. Im Sommer 1914 sei die männliche Bevölkerung des Ortes zum Kriegsdienst eingezogen worden, anfangs seien nur wenige Tote zu beklagen gewesen. Am Ende des Krieges habe Vorsfelde 79 Kriegstote zu verzeichnen gehabt. Die ersten Überlegungen zur Errichtung eines Denkmals für die gefallenen Soldaten aus Vorsfelde stammt aus dem Jahre 1921, nur ein Jahr später fand das Vorhaben auch die Unterstützung vieler lokaler Vereine. Am 7. Mai 1925 erfolgte die Grundsteinlegung; am 14. Juni 1925 wurde das Denkmal, das relativ schlicht gestaltet ist, eingeweiht. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich zunächst eine improvisierte Gedenkpraxis. So wurden schlichte Holzkreuze an das Denkmal gestellt, erst 1954 wurde es durch die Namen der Toten des Zweiten Weltkrieges erweitert. Bemerkenswert erscheine, so Riederer, dass sich das Gedenken nun aus der lokalen Verankerung löste und auch an die Vertriebenen sowie die Opfer des Bombenkrieges erinnert wurde. Das Ehrenmal nahm somit eine besondere Stellung in der Erinnerungskultur der Nachkriegszeit ein.

Die Planung und Ausführung des Ehrenmals, das auf dem alten Friedhof in Vorsfelde errichtet wurde, ging auf einen lokalen Bildhauer zurück. Am 14. Juni 1925 erfolgte die feierliche Einweihung. Zu diesem Zeitpunkt war das Ehrenmal noch lebensweltlich verankert, da auch die Familien der Kriegstoten anwesend waren. Superintendent Meyer verwies in seiner Rede auf die Reichsgründung von 1871 und das nach dem verlorenen Krieg nun alle Opfer umsonst gewesen seien. Meyer forderte die Teilnehmer auf, dass Vaterland zu lieben, deutsch zu denken und zu fühlen. Sodann wandte sich Riederer der Geschichte der Inschrift zu. Diese stamme aus dem Gedicht „Gelübde“ von Friedrich Schlegel. Hier heißt es in der dritten Strophe:

„Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.“

Das 1809 erstmals veröffentlichte Gedicht war unter dem Eindruck der Kämpfe gegen Napoleon entstanden und forderte zum nationalen Opfertod auf. Der Begriff der Treue erfuhr in der Folge eine weite Verbreitung, auch weil mit Hindenburg eine prominente Persönlichkeit dieses Zitat als Wahlspruch aufnahm. Nach 1933 ist der Spruch von den Nationalsozialisten vereinnahmt worden und zierte als „Meine Ehre heißt Treue“ in abgewandelter Form das Koppelschloss der Angehörigen der SS. In dieser Form ist der Spruch – auch in seinen Abwandlungen – heute nach § 86a StGB betreffend die „Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen“ verboten.

Das Ehrenmal sei in drei politischen Systemen adaptiert worden, eine vollständige Überschreibung seiner Intention habe aber nie stattgefunden. Im Nationalsozialismus wurden neben den Gefallenen auch den Toten der „nationalen Erhebung“ gedacht. Nach 1945 war kein Bruch im Gefallenengedenken erkennbar. Das Beispiel des Denkmals zeige, so Riederer, dass Geschichte immer komplex sei. Die Inschrift sei kein SS-Spruch, sie entstamme aber dem nationalkonservativen Milieu.

Matthias Steinbach (TU Braunschweig) berichtete in seinem Vortrag über die Nutzung von Kriegerdenkmälern als außerschulische Lernorte. Diese Denkmäler stellen „schwierige Orte“ dar, erklärte Steinbach, die man in den demokratischen Diskurs einbringen müsse. Deutschland habe zahlreiche Kriegerdenkmäler, doch blieben die meisten im Alltag oft unbemerkt. Steinbach berichtete von den

Erfahrungen einer Fahrradtour mit Studenten, bei denen man das Kriegerdenkmal eines knieend betenden Soldaten in Wendessen entdeckt habe. Dieses Ehrenmal lasse mehrere Deutungsmöglichkeiten zu. Um 1925 habe man die Pose des Soldaten wohl als die eines Infanteristen verstanden, der in einer Gefechtspause innehält, um der toten Kameraden zu gedenken und dann weiterzukämpfen. Er könne aber auch bereits tot sein und so die im Denkmal namentlich gemachten Gefallenen versinnbildlichen.



Kriegerdenkmal in Wendessen,
Foto: Historisches Seminar der TU Braunschweig, Lehrstuhl Prof. Dr. Steinbach

Gegen Ende der Weimarer Republik habe es aber auch andere Denkmale mit anderen Intentionen gegeben. So sei der Soldat später nicht mehr als Held, sondern als durch den Krieg gebrochenes Individuum erschienen. Hier verwies Steinbach auf die Skulptur „Das trauernde Ehepaar“ von Käthe Kollwitz (1867-1945). Die um das gefallene Kind trauernden Eltern seien Opfer des Krieges und keine Helden. Die Skulptur drücke zugleich Schuld aus, da die Mutter ihren Sohn in den Krieg ziehen ließ. Auch das von Ernst Barlach (1870-1938) im Magdeburger Dom geschaffene Ehrenmal sei mit dem knieenden Soldaten vergleichbar. 1925 sei die Intention des knieenden Soldaten eindeutig als den Vertrag von Versailles revidierend zu verstehen, doch das Denkmal lasse auch diese anderen Lesarten zu. Die Studierenden votierten dafür, in der Auseinandersetzung mit den Kriegerdenkmälern vor den Gefahren des Krieges zu warnen. Sie seien Orte mit einer komplizierten Geschichte, die nicht einfach passend gemacht werden könnten.

Zum Abschluss verwies Steinbach auf ein problematisches Kriegerdenkmal. Vor dem Institut für Germanistik an der TU Braunschweig befände sich ein Gedenkstein, der mit dem Verweis auf Begriffe wie „Eid“ und „Soldatenpflicht“ an die Gefallenen des Weltkrieges erinnere. Dieser Gedenkstein sei problematisch, da seine Inschrift durch den „Remer-Diskurs“ geprägt sei. Otto Ernst Remer war an der Niederschlagung des Putsches vom 20. Juli beteiligt. In den frühen 1950er Jahren war Remer stellvertretender Vorsitzender der rechtsextremen Sozialistischen Reichspartei (SRP). Mit seinen Reden und Publikationen trug er maßgeblich dazu bei, dass die Verschwörer des 20. Juli in weiten Kreisen der Bevölkerung in den 1950er Jahren als Hochverräter und Eidbrecher angesehen wurden.

Mit Strategien des kritischen Umgangs mit Kriegerdenkmälern beschäftigte sich der Vortrag von **Corinna Tomberger** (Universität der Künste, Berlin). Die Referentin schilderte zunächst die Geschichte des Gefallenengedenkens in der Bundesrepublik. Dieses beginne mit dem Aufkommen des Bürgersoldaten, zuvor bestanden die Heere der Herrscher aus Söldnern. Denkmale habe es bisher nur für Könige und Herrscher gegeben. Die ersten Kriegerdenkmale seien nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon

mit der Einführung der Wehrpflicht und des Eisernen Kreuzes 1813 entstanden. So wurden die Namen der gefallenen Soldaten in Kirchen genannt und ein Nationaldenkmal für die in den Befreiungskriegen gefallenen preußischen Soldaten nach einem Entwurf von Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) auf dem Berliner Kreuzberg errichtet. Im Kaiserreich hätten vor allem bürgerliche Vereine das Gefallenengedenken übernommen, dabei habe man der Reichseinigungskriege gedacht, wie das Kriegerdenkmal von Friedrich Thiele in Bernau bei Berlin oder das Kriegerdenkmal für die Gefallenen der Einigungskriege in Berlin-Friedrichshagen zeige. Nach dem Ersten Weltkrieg habe das Gefallenengedenken bedingt durch den massenhaften Soldatentod an der Front und die Nutzung neuer Waffen seinen Höhepunkt erreicht. In der Folge gründeten sich zahlreiche Denkmalvereine und Stiftungen.

Nach 1918 hatten die Kriegerdenkmale keinen militärischen Sieg gefeiert, sondern das soldatische Heldentum in den Mittelpunkt gestellt. Als Beispiel verwies Tomberger auf das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges im ostfriesischen Aurich, welches sich an der christlichen Tradition orientierte und so die Opfer des Krieges sakralisierte. Daneben bestand auch weiterhin eine heroisierende Deutung des soldatischen Kampfes. Durch die Deutsche Kriegsgräberfürsorge, die die Betreuung der Kriegerdenkmale übernahm, wurde das Gedenken institutionalisiert. Auf ihre Initiative wurde 1919 der Volkstrauertag eingeführt, dessen Idee die Nationalsozialisten aufgriffen und in einen „Heldengedenktag“ umwandelten. Nach dem Zusammenbruch des NS-Staates wurde der Volkstrauertag in seiner ursprünglichen Form wieder durch die Bundesrepublik fortgeführt. Als exklusives Erinnerungsmerkmal hatte das Kriegerdenkmal nach dem Zusammenbruch aber ausgedient. Das Gedenken wurde durch große Soldatenfriedhöfe erweitert, zudem rückte man von der Form des heroischen Gedenkens ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Kriegerdenkmale häufig als unzeitgemäß verstanden, aber weiter genutzt. Erst mit dem Aufkommen der Friedensbewegung in den 1970er und 1980er Jahren waren die Ehrenmale zunehmend Ziel von Kritik geworden.



Kriegerdenkmal am Dammtordamm, Foto: <http://commons.wikimedia.org>



Gegendenkmal von Alfred Hrdlicka, Foto: <http://commons.wikimedia.org>

Die Referentin stellte sodann verschiedene Möglichkeiten des kritischen Umgangs mit Kriegerdenkmälern vor. Unter anderem könne man an den Denkmälern eine Informationstafel anbringen, die es kritisch kommentiere. Dies ist beispielsweise am Kriegsdenkmal für das Niederrheinische Füsilier-Regiment Nr. 39 in Düsseldorf geschehen. Eine andere Möglichkeit bestehe in der Errichtung eines Gegendenkmal. Als Beispiel verwies Tomberger hier auf das als „Mahnmal gegen den Krieg“ konzipierte Gegendenkmal Alfred Hrdlickas zum in der Zeit des Nationalsozialismus entstandenen Hamburger Kriegerdenkmal für die Gefallenen eines Infanterieregiments mit der umstrittenen Inschrift „Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen“. Auch das 1932 entstandene Hamburger Kriegerdenkmal „Der Soldat“ von Hermann Hosäus (1875-1958) wurde mit einem Gegendenkmal versehen, da es eine revanchistische und kriegsbefürwortende Geisteshaltung ausdrückte. 1988 wurde die Skulptur eines weinenden Kindes, das inmitten zerschossener Soldatenhelme kniet, neben der Soldatenstatue aufgestellt.

Zudem könne man Denkmäler temporär verändern. In Bochum wurde der Kopf des Soldaten am Langendreer Kriegerdenkmal entfernt. Zudem wurde der Soldat mit roter Farbe bemalt, um so eine blutende Wunde zu symbolisieren. Letzteres geschah auch mit dem Würzburger Kriegerdenkmal an der Husarenstraße. Die Ehrenmale könnten ebenso durch temporäre Kunstinstallationen verändert werden. So könnten beispielsweise Plakate angebracht, die Denkmäler verhüllen oder vorübergehend Gegendenkmale errichtet werden.

Die anschließende Diskussion drehte sich im Wesentlichen um den weiteren Umgang mit dem Vorfelder Ehrenmal. Zunächst wies jedoch einer der Zuschauer daraufhin, dass der Spruch „Die Treue ist das Mark der Ehre“ älter als das Schlegel-Gedicht sei und auf Friedrich den Großen (1712-1786) zurückginge („In der Trübsal bewährt sich die Treue, und die Treue ist das Mark der Ehre.“). Er ergänzte, dass Treue nichts Schlechtes sei, wenn man beispielsweise zu Freunden in der Not steht. Ein anderer Teilnehmer erklärte, das Kriegerdenkmal sei ein Monument der Zeitgeschichte, man dürfe es nicht abreißen, müsse sich aber damit auseinandersetzen. Dabei müsse man auch die Sprache des Denkmals berücksichtigen.

Begriffe wie Heldentod, Ehre und Pflicht würden den grausamen Tod der Soldaten an der Front verschweigen und so die Vorstellung eines „sauberen Todes“ vermitteln.

Steinbach hielt das Gedenkmal der Schüler für eine tolle Idee, plädierte aber dafür, die in dem Entwurf gezeigten Begriffe zurück zu datieren und auch Vokabular aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und der Befreiungskriege zu verwenden.

Die weitere Diskussion drehte sich um die Ausgestaltung eines Gedenktages am Ehrenmal. Hier solle man nicht nur durch eine einfache Kranzniederlegung gedenken, sondern auch andere Formen entwickeln und beispielsweise Schüler oder Konfirmanden in die Gedenkfeier einbeziehen. Der Kyffhäuserbund halte bisher eine Gemeinschaftsandacht ab und habe auch einen Chor dabei um so dem Gedenken einen würdigen Rahmen zu geben. Außer dem Bund interessiere sich jedoch niemand für das Ehrenmal. Manfred Grieger Grieger (Leiter der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft) verwies auf die begriffliche Problematik des Ehrenmals. Seine politische Dynamik erhalte das Vorfelder Ehrenmal nur durch den angebrachten Sinnspruch, aber ist es nun ein Kriegerdenkmal oder ein Ehrenmal? Wessen Ehre werde gedacht und liegt auf dem Ehrenfriedhof tatsächlich jemand begraben? Der Kyffhäuserbund versuche das Gedenken zwar zu ritualisieren, die Besucher dafür seien aber nicht mehr vorhanden.

Ein Teilnehmer erklärte, dass die umliegenden Dörfer vor der nationalsozialistischen Stadtgründung 1938 ein gemeinsames Gefallenengedenken am Volkstrauertag veranstaltet hätten. Dabei habe man auch der Gräfin von der Schulenburg gedacht, die als Krankenschwester im Ersten Weltkrieg gefallen sei. Das Gefallenengedenken erfülle eine wichtige Funktion für die Verarbeitung der persönlichen Trauer.

Auf die Frage nach den konkreten Möglichkeiten zur Neugestaltung der Trauerfeierlichkeiten verwies Steinbach auf die besondere Lage der Kriegerdenkmale, die sich in der „demokratischen Mitte“ und nicht am Rande der Ortschaften befänden, wie zum Beispiel die Bismarcktürme, die dadurch häufig Treffpunkte Rechtsextremer geworden seien. Anhand der auf den Ehrenmalen angebrachten Namen

gefallener Soldaten hielt Steinbach es für sinnvoll, beispielsweise durch Schüler die Biographien der lokalen Weltkriegstoten zu erarbeiten. Ein Zuschauerbeitrag ergänzte, man solle bei den Trauerfeierlichkeiten nicht nur den gefallenen Soldaten gedenken, sondern allen, die in den unterschiedlichen Systemen Leid erfahren haben. Steinbach warnte zudem vor einer Veränderung des Denkmals. Man könne die Geschichte nicht besser machen, als sie ist und Historiker könnten keine Geschichtspolitik machen. Er verwies auf Thomas Nipperdey, der im dritten Band seiner Deutschen Geschichte schrieb: „Die Grundfarben der Geschichte sind nicht Schwarz und Weiß, ihr Grundmuster nicht der Kontrast eines Schachbretts; die Grundfarbe der Geschichte ist grau, in unendlichen Schattierungen.“

Anita Placenti-Grau verwies darauf, dass gerade junge Menschen das Thema reflektiert betrachten müssten. Die historische Situation, in der das Denkmal entstand, liege sehr weit zurück; sich ihr Verständnis zu erarbeiten, sei sehr aufwendig. Das IZS habe viel Arbeit und Zeit mit der Schulklasse investiert, dies aber lohne sich besonders. Die Kriegerdenkmale sollten keinesfalls abgerissen werden, da sie wunderbare außerschulische Lernorte wären. Ein letzter Zuschauerbeitrag warnte vor einem überstürzten Vorgehen. Man müsse gut überlegen, wie man mit dem Ehrenmal umgehe. Als Vorbild könne der „Russenfriedhof“ gelten, der zu einer Gedenkstätte umgewandelt worden ist. Eine definitive Änderung des Denkmals sei zudem unmöglich, da sich Geschichte und Geschichtsdeutung ständig verändern. Die Veranstaltung machte den komplexen Charakter der Kriegerdenkmale deutlich. Der Umgang mit ihnen ist so schwierig, weil sie verschiedene Deutungsmöglichkeiten zulassen. So sind sie zum einen Zeugen gewaltsamer Konflikte, Zeichen der Sinnlosigkeit von Kriegen und wichtige Helfer bei der Verarbeitung persönlicher Trauer. Ob wir sie so verstehen möchten; oder eher als Relikte eines längst überwunden geglaubten Nationalismus und Verherrlichung von Krieg und Soldatentod, hängt im wesentlichen von unserem Wissen und dem Umgang mit den Kriegsdenkmälern ab. Gerade dieser Facettenreichtum macht aus den Kriegerdenkmälern aber eine hervorragende Geschichtsquelle und einen wunderbaren außerschulischen Lernort. ■